

Johannes Fromme · Stefan Iske
Winfried Marotzki (Hrsg.)

Medialität und Realität

Zur konstitutiven Kraft
der Medien

LEISTUNG BILDUNG LEHREN SOZIALISATION JUGEND REFORM ERZIEHUNG
IDENTITÄT GESCHLECHT FAMILIE KULTUR SCHULE ARBEIT GEWALT LERNEN
SEXUALITÄT UNTERRICHT RELIGION ALTER EVALUATION GENERATION SOZIAL
STRUKTUR MEDIEN UMWELT KINDHEIT METHODEN PISA KRIMINALITÄT
FREIZEIT INSTITUTIONEN ELTERN UNGLEICHHEIT LEISTUNG



MEDIENBILDUNG UND GESELLSCHAFT

Johannes Fromme · Stefan Iske · Winfried Marotzki (Hrsg.)

Medialität und Realität

Medienbildung und Gesellschaft

Band 16

Herausgegeben von

Johannes Fromme

Winfried Marotzki

Norbert Meder

Dorothee M. Meister

Uwe Sander

Johannes Fromme · Stefan Iske
Winfried Marotzki (Hrsg.)

Medialität und Realität

Zur konstitutiven Kraft
der Medien



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2011

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Lektorat: Stefanie Laux

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-17746-5

Inhaltsverzeichnis

<i>Johannes Fromme, Stefan Iske, Winfried Marotzki</i> Zur konstitutiven Kraft der Medien – Einleitung	7
<i>Andreas Kaminski</i> Die konstitutive Kraft unvollendeter Medien.....	13
<i>Torsten Meyer</i> Medien, Mimesis und historisches Apriori	31
<i>Manuel Zahn</i> mediales denken – Von Heideggers Technikdenken zu Deleuzes Filmphilosophie.....	53
<i>Norbert Meder</i> Von der Theorie der Medienpädagogik zu einer Theorie der Medienbildung....	67
<i>Norm Friesen, Theo Hug</i> After the Mediatic Turn: McLuhan’s Training of the Senses and Media Pedagogy Today.....	83
<i>Sebastian Deterding</i> „Was geht hier eigentlich vor sich?“ Medienrealität, Mediensozialisation und Medienkompetenz aus rahmenanalytischer Perspektive	103
<i>Christina Schwalbe</i> Die Universität – Ein Bildungsmedium im Wandel.....	127
<i>Rudolf Kammerl</i> Die konstitutive Kraft der Sinnlichkeit.....	145
<i>Stephan Günzel</i> „In Real Life“ – Zum Verhältnis von Computerspiel und Alltag	159

Isabel Zorn

Zur konstitutiven Kraft Digitaler Medien: Bildungsrelevanz von
Konstruktionstätigkeiten mit Digitalen Medien 177

Ingrid Paus-Hasebrink, Christina Ortner

Wie nehmen Heranwachsende Risiken im Internet wahr?
Ziele und Methoden einer international-vergleichenden Forschung
am Beispiel von *EU Kids Online*..... 193

Autorinnen und Autoren 215

Zur konstitutiven Kraft der Medien – Einleitung

Johannes Fromme, Stefan Iske, Winfried Marotzki

„Der Popstar wie wir ihn kennen (bei diesen Worten verneigte sich Bigend leicht in ihre Richtung) war in der Tat ein Produkt aus einer Zeit der Allgegenwärtigkeit der Medien.“

„Einer was?“

„Einem Zustand, in dem ‚Massen‘-Medien, wenn man so will, in der Welt existierten.“

„Im Gegensatz zu ...?“

„Einem Zustand, in dem sie die Welt konstituieren.“ (Gibson 2010: 132).

Dass Medien eine sozialisierende Wirkung entfalten, wird niemand ernsthaft bestreiten. Die Frage ist jedoch, wie radikal man das mit dieser Aussage Gemeinte fassen muss. *Zum einen* könnte man sagen, dass Medien eine Sozialisationsinstanz neben anderen darstellen. Obwohl Medien immer stärker in den Alltagsbereich von Menschen eindringen, gäbe es in diesem Fall auch Sozialisationsprozesse, die nichts mit Medien zu tun hätten. Ein Medialitätsverständnis wäre demzufolge nicht zwingend erforderlich, um Sozialisationsprozesse zu verstehen. Von dieser Position gehen (implizit) diejenigen aus, die Medien als weitere Sozialisationsinstanz bezeichnen, die zu den klassischen Sozialisationsinstanzen (wie Elternhaus, Schule, Peergroup) hinzugekommen ist. *Zum anderen* könnte man aber auch sagen, dass Sozialisation immer medial vermittelt oder mindestens medial induziert stattfindet, dass Sozialisation also immer schon unhintergebar mediale Sozialisation ist, weil Medien alle Lebensbereiche durchdringen und Medialität in alle Sozialisationsprozesse prinzipiell eingeschrieben ist. In diesem Fall bedarf es eines vorgelagerten Medialitätsverständnisses, um Sozialisationsprozesse verstehen zu können. Ein solches Verständnis und ein solcher Analysefokus wäre gleichsam der Königsweg zur Analyse von Sozialisations-, Lern- und Bildungsprozessen.

Verschiedene Theorien bieten unterschiedliche Möglichkeiten, um der Fragen nach der konstitutiven Kraft von Medien nachzugehen sowie den Zusammenhang von Medialität und Sozialisation zu diskutieren. Klassische Sozialisations-theorien würden vermutlich die erste Position bestätigen; Theorien des sym-

bolischen Interaktionismus (Georg Herbert Mead) oder der symbolischen Formen (Ernst Cassirer) wahrscheinlich eher die zweite. So breit das Spektrum der möglichen Fragen ist, so breit ist auch das Spektrum der möglichen Antworten. Da Medialität wohl nicht universalistisch gedacht werden kann, wird man nicht umhin kommen, in diesem Kontext die verschiedenen Medienformate auf ihre je besonderen (konstitutiven) Kräfte und Modalitäten hin zu betrachten.

Aktuell wird im Rahmen der Initiative „Keine Bildung ohne Medien!“ vor dem Hintergrund der zunehmenden medialen Durchdringung aller Lebensbereiche die grundlegende Bedeutung von Medien auch für den Bereich der institutionellen Bildung diskutiert.¹ Aus dem Bildungspotential neuer Medien wird die Notwendigkeit eines kompetenten und reflexiven Umgangs abgeleitet und mit der bildungspolitischen Forderung einer auf Nachhaltigkeit zielenden umfassenden Förderung der Medienpädagogik und Medienbildung verbunden (Infrastruktur, Organisation und Qualifikation). Ausgehend von der empirischen Bedeutung von Medien wird die theoretische Frage nach der konstitutiven Kraft der Medien in diesem Kontext aber zunächst offen gehalten.

Der vorliegende Band versammelt Beiträge, die ursprünglich in Form von Referaten auf dem 2. Magdeburger Theorieforum (9. bis 10. Oktober 2009) sowie im Rahmen der Ringvorlesung „Medialität und Realität. Die konstitutive Kraft der Medien“ im Wintersemester 2009/2010 an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg gehalten und für die Publikation überarbeitet worden sind. Zusätzlich sind Beiträge von Stephan Günzel, Isabel Zorn sowie Ingrid Paus-Hasebrink und Christina Ortner mit ergänzenden Perspektiven in den Band aufgenommen worden. Die Publikation soll aus dem breiten Spektrum unterschiedlicher theoretischer Zugangsmöglichkeiten zu den Fragen, wie die konstitutive Kraft der Medien gefasst werden kann und welche Implikationen für die Medienpädagogik und Medienbildung damit ggf. verbunden sind, zumindest einige – vielleicht besonders relevante – Ansätze und Positionen vor- und zur Diskussion stellen.

Andreas Kaminski diskutiert die Frage des welterschließenden Charakters von Medien unter dem Titel *Die konstitutive Kraft unvollendeter Medien*. Dabei argumentiert er gegen die Auffassungen gängiger Medientheorien, die davon ausgehen, dass lediglich umstandslos funktionierende Medien als Medien fungieren (und im Falle des Nicht-Funktionierens als Apparate erkennbar werden). Er stellt weiterhin in Frage, dass lediglich fungierenden Medien eine konstitutive Kraft zukommt (sie sind konstitutiv oder produktiv an dem beteiligt, was sie vermitteln) sowie dass sich Medien im Singular erforschen lassen. Ausgangspunkt des Artikels bilden vielmehr konstitutive und produktive Leistungen *nicht*

¹ Siehe <http://www.keine-bildung-ohne-medien.de/> (05.03.2011).

recht funktionierender Medien. Diese werden beispielhaft am routinierten und denkenden Sprechen entfaltet.

Ausgehend vom Phänomen des blinden Flecks auf der Netzhaut des menschlichen Auges fokussiert Torsten Meyer blinde Flecken des Denkens, Wissens und Erkennens unter dem Titel *Medien, Mimesis und historisches Apriori*. Dieses medien-kultur-historische Apriori wird mit Bezug auf den von Régis Debray geprägten Begriff der Mediosphäre am Beispiel des Buchdrucks und der Zentralperspektive ausgeführt. Darauf aufbauend wird der wechselseitige Zusammenhang von Mimesis und Medienkultur mit Verweis auf das Phänomen des *Cultural Hackings* verdeutlicht.

Manuel Zahn bearbeitet die Frage, wie Mediales zu denken sei. Er rekurriert dabei zunächst auf Heideggers Technikphilosophie, um die Konturen eines Medienbegriffs zu entwickeln. Er thematisiert in diesem Zusammenhang auch die Problematik der Medialität des Denkens. Zahn sieht in Heidegger (und Adorno) Vordenker eines starken Medienbegriffs, „wie er heute von einer poststrukturalistischen Medientheorie vertreten wird, der die technisch-mediale Konstitution allen menschlichen Denkens, Wahrnehmens, Fühlens und Handelns behauptet, da kein menschliches Antworten auf den Anspruch des Seins ohne einen Bezug zu und durch die technisch-medialen Gefüge der menschlichen Lebenswelt gedacht werden kann“ (57). Subjektivität konstituiert sich demnach in einem mediatisierten Verhältnis zum ihr Anderen. Zahn schließt mit einigen Bemerkungen im Anschluss an Gilles Deleuzes Filmphilosophie zum Denken der Medien, indem er sich den technisch-medialen Gefügen des Films zuwendet und somit eine Sichtweise vorbereitet, die Bildung vom Film her denkt.

Der Fokus des Artikels *Von der Theorie der Medienpädagogik zu einer Theorie der Medienbildung* von Norbert Meder liegt auf einer systematischen Grundlegung einer Theorie der Medienbildung, die der konstitutiven Stellung der Medien Rechnung trägt. Ausgehend von dem Prinzip, dass sich Bildung immer medial vollzieht, d.h. dass Prozesse des Bildens ein raum-zeitliches Medium der Artikulation benötigen, verdeutlicht Meder den Zusammenhang von Bildung und Medium. Anhand des basalen Mediums des menschlichen Leibes und der Oral- und Schriftsprache wird herausgestellt, dass jedes Medium auf je spezifische Weise Bildung bestimmt, als spezifische Form der Erzeugung und Veränderung bzw. Erhaltung eines Welt- und Selbstverhältnisses: Das Verhältnis des Einzelnen zu den Sachverhalten der Welt ist vermittelt über Darstellungsmedien; das Verhältnis des Einzelnen zu den Anderen in der Gemeinschaft ist vermittelt über Kommunikationsmedien und das Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst ist vermittelt über Interaktionsmedien. Auf Grundlage eines weiten Medienbegriffs ist damit Bildung immer Medienbildung.

Norm Friesen und Theo Hug beziehen sich in ihrem Beitrag *After the Mediatic Turn: McLuhan's Training of the Senses and Media Pedagogy Today* kritisch auf die Kernthese des „Mediatic Turn“, dass Medien per se eine konstitutive, wirklichkeitserzeugende Kraft innewohne. Vielmehr seien deren Effekte in einem tiefenstrukturellen Zusammenhang von Medialität und Sinnen zu betrachten. Im Rahmen einer Relektüre der sensologischen Aspekte der Medientheorie Marshall McLuhans machen Friesen und Hug sich dessen Vorstellung eines grundsätzlich gegebenen Zusammenhangs der Sinne, deren Gleichgewicht (ratio) durch Medientechnologie empfindlich gestört werden könne, zu eigen. Der gegebenen Prädominanz des Visuellen halten sie mit McLuhan ein Konzept der allseitigen sinnlich-ästhetischen Bildung entgegen, eines „training of perception“, das als medienpädagogisches Leitmotiv vorgeschlagen wird. Ziel ist dabei, die mediale Struktur der Erfahrung selbst spürbar und somit sinnlich reflexiv werden zu lassen. Ein solches, an der „radical exploration of alternative sensual orientations and subject constructions“ (99) orientiertes Bildungsprogramm überschreite sowohl das klassisch-europäische, geschlossene Subjektmodell als auch die daran orientierte literale Schulkultur. Gerade darin aber sehen die Autoren die Chance, den aktuellen medialen Umbrüchen und ihren Folgen pädagogisch gerecht zu werden.

Den Ausgangspunkt des Artikels *Was geht hier eigentlich vor sich? Medienrealität, Mediensozialisation und Medienkompetenz aus rahmenanalytischer Perspektive* von Sebastian Deterding bildet die Frage, wie die Unterscheidung von Medien (bzw. medialen Welten) und Wirklichkeit im Alltag gelingt. Dabei greift der Autor auf den Ansatz der Rahmenanalyse von Erving Goffman zurück und betont damit die konstitutive Kraft des Sozialen. Aus dieser rahmenanalytischen Perspektive werden Anschlüsse an Konzepte der Medienrealität, Mediensozialisation und Medienkompetenz hergestellt und kritisch diskutiert. Das Potenzial des Ansatzes der Rahmenanalyse für die Medienpädagogik wird anhand der soziokulturellen Herkunft fiktionaler Genres aus dem Spiel, anhand von Medien als Objekten der Mediensozialisation sowie anhand situativen Medienhandelns als wesentlicher Komponente einer Medienkompetenz herausgestellt. Dabei wird insbesondere das Potenzial des rahmenanalytischen Ansatzes für eine Konzeptualisierung von Medienkompetenz als Rahmungskompetenz herausgestellt.

Im Artikel *Die Universität – ein Bildungsmedium im Wandel* analysiert Christina Schwalbe die konstitutive Kraft des Medialen in Bezug auf kulturelle Entwicklung als den Zusammenhang zwischen der Entwicklung technischer Verbreitungsmedien und kulturellem bzw. sozialem Wandel. Unter Rückgriff auf einen weiten Medienbegriff als ein System bestehend aus einer technisch-symbolischen Struktur und einer sozio-kulturellen Umgebung wird rekonstruiert,

wie sich die Erfindung des Buchdrucks auf die europäische Universität als Bildungsinstitution ausgewirkt hat. Aus mediologischer Perspektive (Debray) werden Transformationen der Konzepte von Wissen, Wissenschaft und universitärer Kommunikation aufgezeigt, die sich aus der gegenwärtigen Einführung von Computer und Internet gegenüber der durch die Buchkultur geprägten Gründungsphase der Universitäten ergeben.

Ausgehend von der Sinnlichkeit des Menschen als a priori der Welterfahrung stellt Rudolf Kammerl im Artikel *Die konstitutive Kraft der Sinnlichkeit* die Bedeutung und Aktualität zivilisations- und kulturtheoretischer Überlegungen zu aktuellen medienpädagogischen Phänomenen dar. Sinnlichkeit wird dabei als zentrales Bindeglied zwischen Individuum und Kultur bzw. Zivilisation betrachtet. Die gesellschaftliche Konstituierung des modernen Menschen wird unter Bezug auf Norbert Elias, Max Horkheimer und Theodor Adorno sowie Immanuel Kant erläutert. Mediennutzung und Mediensozialisation werden als eingebunden in ein Gefüge von (Selbst-)Disziplinierung, Macht und Kontrolle entworfen. Grundsätzlich eröffnet der zivilisatorisch sozialisierte Verzicht auf sinnliche Selbsterfahrung und affektgeleitetes Verhalten bei der Computernutzung den Zugang zu inhaltlich vielfältigen Angeboten

Im Artikel *In Real Life – Zum Verhältnis von Computerspiel und Alltag* analysiert Stephan Günzel grundlegende Merkmale des Mediums Computerspiel aus medienphänomenologisch-struktureller Perspektive. Dabei liegt der Fokus auf Verschiebungen und Verlagerungen zwischen Alltag im realen Leben und Alltag im virtuellen Leben. Das Verhältnis von Computerspiel und Alltag wird in dreifacher Perspektive diskutiert: in Hinblick auf Alltag in Computerspielen; auf Computerspiele im Alltag sowie auf eine Computerspielen eigene Alltäglichkeit. Diese dritte Perspektive wird an Beispielen künstlerischer Interventionen ausgeführt und diskutiert, die mit Transfers der Ästhetik von Computerspielen auf das Nichtspiel experimentieren und Veränderungen von Wahrnehmungen, Empfindungen und ästhetischen Beurteilungen des Alltäglichen anregen (sollen).

Im Artikel *Zur Konstitutiven Kraft Digitaler Medien: Bildungsrelevanz von Konstruktionstätigkeiten mit Digitalen Medien* diskutiert Isabel Zorn die spezifischen Eigenschaften Neuer Medien sowie die daraus folgenden Möglichkeiten und Herausforderungen für medienpädagogisches Handeln. Eine besondere Bedeutung kommt aus ihrer Sicht einer neuen computertechnischen Dimension zu: Digitale Medien sind nicht nur an der Inhaltsdarstellung beteiligt, sondern auch an der Inhaltsproduktion. Darüber hinaus wird das Medium selbst durch Software konstruiert, und als algorithmenbasierte Software können Digitale Medien durch spezifische Funktionalitäten auch auf die Inhalte einwirken. Damit erhalten Digitale Medien eine konstitutive Kraft bzw. Wirkung auf die medialen Inhalte. Ein besonderes Potential für das Erfahren und Verstehen dieser neuartigen

Eigenschaften wird anhand von *Konstruktionstätigkeiten* mit Digitalen Medien diskutiert, die von *Gestaltungstätigkeiten* mit traditionellen Medien wie auch mit Digitalen Medien abgegrenzt werden. Dabei wird vor allem die Bildungsrelevanz dieser Konstruktionstätigkeiten herausgestellt.

Das Internet verändert die mediale Landschaft auch in der Hinsicht, dass es an den Ländergrenzen nicht halt macht. Vor diesem Hintergrund geht der Beitrag von Ingrid Paus-Hasebrink und Christina Ortner mit dem Titel *Wie nehmen Heranwachsende Risiken im Internet wahr? Ziele und Methoden einer international vergleichenden Forschung am Beispiel von EU Kids Online* auf die Schwierigkeiten und Herausforderungen einer länderübergreifenden empirischen Forschung zur medialen Sozialisation von Heranwachsenden im Zeitalter der Online-Medien ein. Sie zeigen, wie wichtig in diesem Zusammenhang die Erarbeitung eines gemeinsamen Vorverständnisses, die Identifikation des gegenwärtigen Forschungsstandes sowie der Forschungslücken, die Integration bestehender Forschungsergebnisse, der Aufbau einer international vergleichbaren Datenbasis sowie die Rückbindung der Forschungsergebnisse an Wissenschaft, Politik und Praxis ist. Als eine der größten Herausforderungen des Projekts *EU Kids Online* identifizieren die Autorinnen das Aufeinandertreffen von Wissenschaftlern mit je länderspezifisch-kulturellen Erfahrungen sowie kulturell geprägte Sichtweisen.

Literatur

Gibson, William (2010): Quellcode. Roman. München: Wilhelm Heyne Verlag.

Die konstitutive Kraft unvollendeter Medien

Andreas Kaminski

1 Thema und These

Eine Faszination von Medientheorien besteht darin, dass sie versprechen, Konstitutionsprozesse von Wahrnehmung, Erfahrung, Welt gleichsam konkret miterleben zu lassen. Am jeweiligen Medium – sei es die Sprache, sei es die Bücherwelt, das Fernsehen, das Internet, eine SMS, Google Earth oder Twitter – sollen die Entstehungsprozesse unserer Wahrnehmungen und Überzeugungen zu beobachten sein; das Medium bietet scheinbar Gelegenheit, nicht nur die Gegenstände, sondern deren Entstehung zu vermitteln.

Von daher erklärt es sich, dass Medientheorien zuweilen als Erbe und Umbau der Transzendentalphilosophie gesehen werden (vgl. etwa Margreiter 1999: 17; darauf anspielend Seel 1998: 244; kritisch dazu: Krämer 2005: 221; zur Darstellung von Medienphilosophie als Transzendentalphilosophie und deren Problemen vgl. Mersch 2006: 131-218). Medientheorien gelten als Erbe der Transzendentalphilosophie darin, dass Medien wie transzendente Formen

1. Erfahrung ermöglichen,
2. sie formen und
3. doch nicht als solche in Erscheinung treten.

Das, was vormals die transzendentalen Anschauungsformen und die Verstandeskategorien leisten sollten, wird nun also Medien zugeschrieben. Allerdings brechen nach dieser Vorstellung Medientheorien auch mit der Transzendentalphilosophie. Denn sie *historisieren* die transzendentalen Formen, diese stehen nicht mehr ein für alle Mal fest, sie sind also nicht mehr Bedingungen der Erfahrung schlechthin, sondern *dieser* Erfahrung, die durch andere Erfahrungen infolge *vielfältiger anderer* Medien abgewechselt werden könnte und wird. Dadurch wurde die Transzendentalphilosophie zugleich auf andere Weise *reflexiv*: Nun konnten Produkte von Medien, nämlich andere Medien, diese ersetzen. Es waren nicht mehr Formen des Verstandes, welche diese Konstitutionsleistung erbrach-

ten, sondern technische, sprachliche, ästhetische, soziale Medien, die selbst in der Geschichte der Medien entstehen.

Dieser Zusammenhang erklärt wohl auch, warum Medienanalyse entlang eines wichtigen Konzepts der Transzendentalphilosophie erfolgt: Konstitution. Konstitution ist in diesem Sinne ein operativer und zweiwertiger Terminus, etwas konstituiert etwas. Für die Transzendentalphilosophie waren dies die Verstandes- und ästhetischen Formen, welche Erfahrung schlechthin konstituierten. Für Medientheorien sind es die Medien, welche die Erfahrung eines bestimmten Bereichs konstituieren.

Damit bin ich bereits bei meinem Thema und komme zu meiner Intention im Folgenden. Ich möchte hier drei Thesen oder als selbstverständlich geltende und daher kaum diskutierte Annahmen prüfen. Die meisten mir bekannten Medientheorien gehen von den folgenden drei Annahmen aus:

1. *Latente Medien vs. präsente Apparate*: Medien fungieren als Medien nur, solange keine Störungen auftreten. Solange sie als Medien fungieren, bleiben sie im Hintergrund, sie sind der Wahrnehmung entzogen, gleichsam verborgen. Sie fungieren allerdings nicht mehr, wenn Störungen auftreten, dann treten sie in den Vordergrund und werden zu Apparaten.
2. *Die Konstitutionsleistung der Medien*: Solange Medien als Medien fungieren, formen sie das, was sie vermitteln, mit. Sie sind entscheidend daran beteiligt, als was uns etwas erscheint, wie wir es auffassen, ausdrücken und erleben. Das bleibt uns aber zunächst verborgen. Denn die unsere Erfahrung konstituierenden Medien sind fungierende Medien und bleiben damit im Hintergrund. Sie formen unsere Erfahrung mit, ohne doch dabei präsent zu sein.
3. *Medien können im Singular untersucht werden*: Man kann die Mediengeschichte *der* Fotografie oder *des* Kinos oder *des* Computers untersuchen. Denn an *einem* Medium tritt schon zutage, was Medien insgesamt auszeichnet: ihre verborgene Konstitutionsleistung.

Die ersten beiden Annahmen über die Verborgenheit und Konstitutionsleistungen von Medien werden von sehr vielen Medientheorien explizit getroffen oder aber – weil sie schon den Rang einer medientheoretischen Grunderkenntnis erreicht haben – selbstverständlich vorausgesetzt. Beide Annahmen hängen indes zusammen. Nur fungierende Medien konstituieren. Die dritte Annahme wird vor allem implizit vorausgesetzt. Das erkennt man an der Medienforschung, die zum überwiegenden Teil, sofern es sich nicht um Beiträge zur allgemeinen Medientheorie handelt, die Erforschung *eines* Mediums ist.

In meinem Beitrag bestreite ich die Gültigkeit dieser drei Annahmen. Ich gehe dabei jeweils von nicht umstandslos funktionierenden Medien aus, von Medien, die nicht recht funktionieren. Für diese müsste nach den Aussagen der beiden ersten Annahmen gelten: Sie sind keine Medien, sondern Apparate. Und: Sie konstituieren nicht. Ich möchte im Folgenden zeigen, dass diese Annahmen nicht ohne weiteres zutreffen bzw. zu grob sind, um Medienphänomene zu erfassen. Kurz: Ich glaube nicht, (1) dass die Differenz von Medium und Apparat ausreicht, um unser Verhältnis zu Medien zu beschreiben; insbesondere denke ich nicht, dass Medien aufhören als Medien zu fungieren, wenn sie nicht umstandslos funktionieren. Ferner bestreite ich, (2) dass nur fungierenden Medien eine Konstitutionsleistung zukommt. Ich glaube, dass Medien, die nicht umstandslos funktionieren, auch konstitutive Beiträge leisten können. Schließlich meine ich aber, (3) dass man dazu die Perspektive wechseln und Medien in ihrer Verflechtung mit anderen Medien untersuchen muss. Es gibt kein Medium, das für sich allein auftritt. Medien sind stets im Plural gegeben.

Mein Versuch, diese drei Grundannahmen der Medientheorie zu präzisieren oder zu begrenzen, führt schließlich zu einer positiven These: Medien sind – in der Regel – unfertig, unvollendet, unvollbracht. Genau das Gegenteil scheint mir aber die undiskutierte Überzeugung in den Medientheorien zu sein: Diese gehen selbstverständlich davon aus, dass das jeweilige Medium fertig, vollendet, vollbracht ist. Die These einer Konstitutionsleistung von Medien ebenso wie ihre radikale Version eines Mediendeterminismus bestehen darin, dass Medien vollendet sind. So viel zum Thema, zur Intention und zur These meines Beitrags.

Ich werde nun in folgenden Schritten vorgehen: Ich werde zunächst die grundlegenden Annahmen der Medientheorien ausführlicher darstellen (Abschnitt 2) Anschließend werde ich darlegen, worin diese Annahmen fehlgehen (Abschnitt 3). Auf dieser Grundlage werde ich schließlich meine These von der Unfertigkeit von Medien entwickeln (Abschnitt 4).

2 Drei Grundannahmen von Medientheorien

2.1 Annahme 1: Nur umstandslos funktionierende Medien sind Medien

Kommen wir also zur ersten Annahme: Nur umstandslos funktionierende Medien sind Medien, und diese sind unauffällig. Funktionieren sie nicht umstandslos, dann wird das latente Medium auffällig und hört auf, überhaupt ein Medium zu sein, die technische Apparatur tritt dann hervor. Medien, so lautet diese Annahme, werden nicht gespürt, sie fungieren im Hintergrund, sie bleiben latent. Apparate sind auffällig, man nimmt sie wahr, und zwar *als* Apparat.

Beispiele für diese Unterscheidung finden sich zuhauf. Die Tastatur oder den Stift, mit dem man schreibt, nimmt man nicht wahr, solange sie funktionieren. Erst wenn die Patrone leer ist, eine Taste klemmt oder die Tastatur auf die US-Tastenbelegung umgestellt ist (und dadurch jedes Mal, wenn ich ein „y“ drücke ein „z“ erscheint), erst in solchen Fällen also, wo das Medium nicht umstandslos funktioniert, nehme ich es wahr – und dann, so die Theorie, hört es auf, ein Medium zu sein. Davor und solange es funktioniert, bin ich mit dem Medium eben nicht befasst; statt beim Stift oder der Tastatur bin ich beim Display. Und auch da eigentlich nicht. Denn statt beim Display bin ich, solange dieses funktioniert, beim erscheinenden Buchstaben. Statt beim Buchstaben bin ich aber eigentlich bei seinem Sinn. Das Medium kippt als Fungierendes in den Hintergrund. Unzählige weitere Beispiele lassen sich für diesen Sachverhalt finden. Den Plattenspieler genau wie den MP3-Player nehme ich nicht wahr, solange sie funktionieren. Denn dann bin ich an die erklingende Musik weggegeben. Das Licht, das ich am Abend angemacht habe, nehme ich nicht wahr, solange es mich nicht blendet, sofern es die Gegenstände so beleuchtet, dass ich mich mit ihnen beschäftigen kann. Im Kino bin ich ganz beim Geschehen auf der Leinwand, sofern die Filmrolle nicht reißt usw.

Offensichtlich gibt es eine solche Selbstverborgenheit von Medien. Sie hat beispielsweise die Philosophin Petra Gehring als Kippfigur beschrieben:

„Tatsächlich funktionieren Medien wie Kippfiguren: Entweder man sieht nur ihr Außen (und fragt sich, was die Zeichen sollen), oder man ‚hat‘ etwas, ist ‚drin‘ in etwas (und jede gesonderte Auffälligkeit der Zeichen tritt zurück). Wir kennen das alle – aus Situationen, in denen wir müde sind, abgelenkt werden oder am Widerstand eines Textes scheitern: Wir sehen dann Buchstaben, Wörter und Sätze, haben nach wie vor nur die Außenseite oder fallen immer wieder auf sie zurück. (...) Lesen ist nicht das Sehen, ein Aufnehmen oder Verinnerlichen der Buchstaben, sondern es ist der Moment, in dem wir ‚drin sind‘, in welchem das Medium als Medium funktioniert – ein Moment, in welchem das Schwarz auf Weiß mit einem Mal verschwindet, und die Schrift tatsächlich *nicht* mehr im trivialen Sinne des Wortes ‚zu sehen‘ ist. Denn plötzlich haben wir nicht die Form – sondern wir haben Inhalte. Diesen Punkt, nicht mehr die Zeichen zu haben, sondern (anstelle der Zeichen) den *Sinn*, haben Medientheorien immer wieder umkreist“ (Gehring 2007: 350).

Auch die Berliner Philosophin Sybille Krämer zielt auf dieses Verschwinden fungierender Medien:

„Wir hören nicht Luftschwingungen, sondern den Klang der Glocke; wir lesen nicht Buchstaben, sondern eine Geschichte; wir tauschen im Gespräch nicht Laute aus, sondern Meinungen und Überzeugungen, und der Kinofilm läßt gewöhnlich die Projektionsfläche vergessen. Medien sind wie Fensterscheiben: Sie werden ihrer Auf-

gabe ums so besser gerecht, je durchsichtiger sie bleiben, je unauffälliger sie unterhalb der Schwelle unserer Aufmerksamkeit verharren. Nur im Rauschen, das aber ist in der Störung oder gar im Zusammenbrechen ihres reibungslosen Dienstes, bringt das Medium selbst sich in Erinnerung. Die unverzerrte Botschaft hingegen macht das Medium nahezu unsichtbar. *Medien – so können wir das kulturelle Schema im Umgang mit Medien charakterisieren – bleiben der blinde Fleck im Mediengenbrauch*“ (Krämer 2003: 74).

Ein drittes Zitat aus dem Vorwort zum Kursbuch Medienkultur mag belegen, wie weit verbreitet diese Annahme ist:

„Medien machen lesbar, hörbar, sichtbar, wahrnehmbar, all das aber mit der Tendenz, sich selbst und ihre konstitutive Beteiligung an diesen Sinnlichkeiten zu löschen und also gleichsam unwahrnehmbar, anästhetisch zu werden. Dieses doppel-sinnige Medien-Werden von Apparaten, Techniken, Symboliken oder Institutionen (...) eröffnet eine medienkulturelle Perspektive im engeren Sinn“ (Engell/Vogl 1999: 10).

Diese erste Grundannahme von Medientheorien ist meines Erachtens gar nicht originär medientheoretischen Ursprungs, sondern entstand im Kontext der Technikphilosophie. Es war zunächst Martin Heidegger in *Sein und Zeit* (1927), welcher der Philosophie eine zu große *Theorieelastigkeit in der Auswahl* ihrer Gegenstände und eine zu große *Theorieförmigkeit in der Konzeptionsweise* ihrer Gegenstände vorwarf. Heidegger entdeckte in der Abkehr von Theoriethemata und Theorieformen den Alltag mitsamt seiner Pragmatik. Dieser Alltag ist für Heidegger durch einen Verweisungszusammenhang bestimmt, in dem Dinge primär gar nicht vorkommen. Was heißt das aber, Dinge kämen im pragmatischen Alltag nicht vor? Eine offensichtlich irritierende Behauptung. Man ist zum Beispiel am Schreiben, kommen da nicht ein Stift, ein Blatt Papier vor? Des Weiteren ein Schreibtisch und dergleichen? Für Heidegger kommen statt solcher Dinge Verweisungen vor. Er begründet dies meines Erachtens sehr plausibel. Ein Stift verweist auf das Papier als Möglichkeit, mit ihm zu schreiben, auf den Tisch, auf das Papier abgelegt werden kann, auf das Licht der Schreibtischlampe, welches man am Abend anmachen kann, um auch, wenn es draußen dunkel wird zu schreiben. Alltäglich damit umgehend gibt es nun nicht einen Stift und dergleichen, sondern nur diese praktisch verstandenen und genutzten Verweisungen:

„Der je auf das Zeug zugeschnittene Umgang, darin es sich einzig genuin in seinem Sein zeigen kann, z. B. das Hämmern mit dem Hammer, erfährt weder dieses Seiende thematisch als vorkommendes Ding, noch weiß etwa gar das Gebrauchen um die Zeugstruktur [der Verweisung] als solche. Das Hämmern hat nicht lediglich noch ein Wissen um den Zeugcharakter des Hammers, sondern es hat sich dieses Zeug so

zugeeignet, wie es angemessener nicht möglich ist. In solchem gebrauchenden Umgang unterstellt sich das Besorgen dem für das jeweilige Zeug konstitutiven Um-zu; je weniger das Hammerding nur begafft wird, je zugreifender es gebraucht wird, um so ursprünglicher wird das Verhältnis zu ihm, um so unverhüllter begegnet es als das, was es ist, als Zeug. Das Hämmern selbst entdeckt die spezifische ‚Handlichkeit‘ des Hammers. Die Seinsart von Zeug, in der es sich von ihm selbst her offenbart, nennen wir die Zuhandenheit. (...) Das schärfste Nur-noch-hinsehen auf das so und so beschaffene ‚Aussehen‘ von Dingen vermag Zuhandenes nicht zu entdecken. Der nur ‚theoretisch‘ hinsehende Blick auf Dinge entbehrt des Verstehens von Zuhandenheit. Der gebrauchend-hantierende Umgang ist aber nicht blind, er hat seine eigene Sichtart, die das Hantieren führt und ihm seine spezifische Dinghaftigkeit verleiht“ (Heidegger 1927: 69).

Es gibt für Heidegger ein praktisches *Verständnis* von Technik, in dem diese nicht im Modus von Dingen erscheint. Daher nennt Heidegger Technik in *Sein und Zeit* zuhänden:

„Das Zuhandene ist weder überhaupt theoretisch erfaßt, noch ist es selbst für die Umsicht zunächst umsichtig thematisch. Das Eigentümliche des zunächst Zuhandenen ist es, in seiner Zuhandenheit sich gleichsam zurückzuziehen, um gerade eigentlich zuhänden zu sein“ (Heidegger 1927: 69).

Erst wenn Störungen eintreten, wenn Technik für etwas ungeeignet ist, wenn sie fehlt oder wenn sie im Wege liegt, tritt sie als Technik auf, tritt in ihrer Dingförmigkeit hervor und fällt dann auf. Sie ist dann nicht mehr zuhänden, sondern vorhanden. Diese Unterscheidung gleicht in ihren Bestimmungen als auch mit Blick auf den Kippeffekt, von dem sie ausgeht, der Unterscheidung des fungierenden Mediums vom auffälligen Apparat.

Diese technikphilosophische Überlegung Heideggers ist von Edmund Husserl (1954), Maurice Merleau-Ponty (1945) oder Hans Blumenberg (1963) weiter geführt worden. Dabei lässt sich zeigen, dass in diesen Theorien die Verborgenheit funktionierender Technik auf ihre Habitualisierung zurückgeführt wird (vgl. Kaminski 2010). Letztlich ist es für die Technikphilosophie Gewohnheit, welche Technik zurück treten lässt. Dieser Linie möchte ich hier aber nicht weiter folgen, sondern kehre zu den Medientheorien zurück.

2.2 Annahme 2: Nur fungierende Medien sind konstitutiv

Die zweite Annahme nahezu aller Medientheorien ist: Medien sind in irgendeiner Weise konstitutiv oder produktiv an dem beteiligt, was sie vermitteln. Der Gegenstand, den sie vermitteln, wäre in einem anderen Medium ein anderer.

Sybille Krämer etwa schreibt, dass „Medien überhaupt eine sinnmit-erzeugende und nicht bloß eine sintransportierende Kraft“ zukomme (Krämer 2003: 73). In ihrer Einführung zu Medienphilosophien schreiben Lagaay und Lauer: Medium „steht im Begriff, sich als Bezeichnung für konstitutive Faktoren des menschlichen Selbst- und Weltverhältnisses überhaupt zu etablieren“ (Lagaay/Lauer 2004: 7). Auch Martin Seel, der es unternimmt, einen moderaten Realismus mit einem moderaten Konstruktivismus zu verbinden, betont den produktiven Anteil von Medien an der Welterschließung: „Realität ist nicht *als* mediale Konstruktion, sondern allein *vermöge* medialer Konstruktion gegeben“ (Seel 1998: 255).¹

Was meint diese Rede von der Konstitution nun genauer – gerade auch mit Blick auf die Konkurrenzkonzepte wie Konstruktion, Bildung, Beitrag, Produktion, die nicht selten zusammen verwendet werden?

Konstitution ist nicht umstandslos Konstruktion gleichzusetzen. So gibt es in der Phänomenologie ein Verständnis von der Konstitution eines Gegenstands bei Edmund Husserl, durch welches dieser Gegenstand für das Bewusstsein gegeben ist, ohne dass das Bewusstsein ihn dadurch konstruierte. Insbesondere bei Merleau-Ponty wird diese Suche nach einem mittleren Weg zwischen Realismus und Konstruktivismus oder Empirismus und Intellektualismus intensiviert. Es geht dann um Vermittlungen. Zwei Gründe sprechen dabei für Merleau-Ponty und gegen ein Verständnis des Wahrnehmungsprozesses als Konstruktion: Es bestehen erstens nicht zunächst Teile, die dann (als einander äußerliche Teile) zusammengefügt werden müssen. Zweitens bieten die Gegenstände Möglichkeiten ihres Verständnisses an. Auch wenn es sich hier nicht um fertige Beweise handelt, können wir als Ergebnis festhalten, dass die Begriffsverwendung von Konstruktion und Konstitution verschieden ist.

Wie können wir also unsere Begriffe schärfen, um zu entscheiden, ob und, wenn ja, wie Medien konstitutiv für das durch sie Vermittelte sind?

Ich gehe, um zu rekonstruieren, was unter anderem mit Konstitution gemeint wurde, auf ein phänomenologisches Verständnis von Konstitution zurück. Bei Edmund Husserl folgt die Konstitution eines Gegenstandes – zumindest eine Zeit lang – dem Schema von Auffassung und Erlebnis. Betrachten wir dazu eine Wahrnehmungssituation. Wir sehen einen Gegenstand. So einfach scheint die Situation beschaffen zu sein. Ich sehe einfach und geradehin einen Gegenstand,

¹ Moderat ist dieser Realismus/Konstruktivismus, weil Medien nicht stets Realität schaffen (das tun sie für Seel zuweilen auch, so beim Geld), sondern weil sie etwas erschließen, so dass es auf eine bestimmte Weise gegeben ist, gleichwohl es auch „unabhängig [dieser] Erschließung besteht“ (wie beim Licht). „Die Konstitution eines Wirklichkeitsbereichs muß hier als Zugänglichwerden von Gegenständen verstanden werden, die auch unabhängig von dieser Konstitution bestehen“ (Seel 2000: 253).

etwa eine Vase. Allerdings, so Husserl, wenn wir die Gegebenheitsweise des Gegenstands, hier der Vase, in der Wahrnehmung ohne Vorannahmen beschreiben, fällt auf: Ich habe eigentlich eine ganze Reihe verschiedenartiger Erlebnisse. Ich sehe die Vase mal so, dass ich ihre Unterseite sehe, dann sehe ich ihre Innenseite, dann wieder sehe ich sie von der Seite, dann aus größerer Entfernung. Diese Erlebnisse, oder wie Husserl es auch nennt, Abschattungsreihen (Perspektiven) der Vase sind also von großer Verschiedenheit – zum Teil sind sie sogar widersprüchlich, wenn die Vase einmal aus der Nähe groß, dann aus Entfernung klein, von außen betrachtet etwa, innen aber weiß ist –, dennoch setze ich sie eins. Ich fasse sie allesamt als Abschattungen ein und desselben Gegenstandes auf, nämlich der Vase. Zu den Erlebnissen kommt also, zumindest für Husserl, eine Auffassung hinzu, die den Sinn des Erlebten bestimmt. Erst dadurch werden die verschiedenen Erlebnisse in eins gesetzt und fallen nicht auseinander in unzusammenhängende und einander widersprechende Erlebnisketten. Durch diese Auffassung sehe ich dann stets mehr als ich eigentlich, nämlich den Erlebnissen nach, sehe. Ich „sehe“ eine einheitliche Gestalt, deren weitere Wahrnehmungsmöglichkeiten ich durch die Auffassung und ihren Sinn, wie unbestimmt auch immer, antizipiere (vgl. Husserl 1913: insbesondere §§ 84-94; 1938: § 8). Dass Erlebnisse und sinnhafte Auffassung zwei verschiedene Momente der Wahrnehmung sind, zeigt sich daran, dass man „dieselben“ Erlebnisse verschieden auffassen oder umgekehrt verschiedene Erlebnisse auf dieselbe Weise auffassen kann. Statt einer einfachen Wahrnehmung eines Gegenstandes, findet hier also eine spezifische Leistung des Bewusstseins für Husserl statt: Es ist die Wahrnehmungskonstitution des Gegenstandes durch (1) Wahrnehmungserlebnisse und (2) sinnhafte Auffassung.

Die Auffassung erfolgt dabei durch eine „Als“-Struktur: Etwas wird *als* etwas aufgefasst.

Ein Etwas kann *als dieses* oder *als jenes* etwas aufgefasst werden. Es ist dann später Heidegger, nämlich 1927 in *Sein und Zeit*, der diese Auffassung das apophantische „Als“ nennen wird, also das urteilende oder aussagende „Als“. Das apophantische „Als“ ist aber für Heidegger nicht alles, was vorkommt, wenn wir wahrnehmen oder über ein Ding urteilen. Es gibt neben dem apophantischen ein hermeneutisches „Als“. Versuchen wir diese Unterscheidung zu rekonstruieren – was ist damit gemeint?

Wenn etwas als etwas *bestimmt* wird, dann *setzt* dies eine Leistung *voraus*. Die Voraussetzung besteht darin, dass zuvor eine Auslegung stattgefunden haben muss. Diese Voraussetzung einer vollzogenen Auslegung bezeichnet das hermeneutische „Als“. Diese Auslegung bleibt in der Regel im Alltag verdeckt. Dass es sich um eine tatsächliche Voraussetzung handelt, zeigt sich allerdings dann, wenn die Voraussetzung nicht erfüllt ist. Wir stehen zum Beispiel vor einem uns

fremden Ding und können es nicht bestimmen, weil wir es nicht auslegen können. Oder es zeigt sich dann, wenn unterschiedliche Auslegungen nebeneinander bestehen.

In *Sein und Zeit*, wo Heidegger diese Unterscheidung eines apophantischen und eines hermeneutischen „Als“ einführt, ist es noch vom Dasein und dessen Zeitlichkeit abhängig, wie etwas erschlossen wird. Am Beispiel des Hammers: So ist es zunächst die Praxis, in welcher der Hammer als schwer erfahren wird: „zu schwer“, „den anderen Hammer!“ heißt es gewissermaßen wortlos (Heidegger 1927: 157). Die aussagenden Bestimmungen wie „Der Hammer ist schwer“ gehen auf die vorgängige Erschließung zurück, sind in ihr fundiert.

Während Heidegger also noch in *Sein und Zeit* die Erschließung an die zeitlichen Modi des Daseins bindet, ist es beim späteren Heidegger das anonyme Sein, welches die Auslegungen gibt bzw. vorgibt. Auf diese Weise bestimmt der Seinshorizont beispielsweise, ob Natur *als* Kosmos, *als* göttliche Schöpfung, *als* Ausgangszustand von Kultur oder *als* Bestand an Verfügbarem entdeckt wird (vgl. Heidegger 1950).

Wir haben damit die phänomenologische Konstitutionsthematik – die gleichwohl später bei Heidegger so nicht mehr genannt wird, da sie ihm zu subjektphilosophisch anmutet – über Husserl und Heidegger verfolgt. Was hat das mit Medien zu tun? Die vielfach genannte Welterschließungsleistung von Medien liegt genau an *dieser* Stelle, die Husserl die sinnhafte Auffassung bezeichnete, Heidegger das hermeneutische Als. Medien nehmen die Position dessen ein, was die Konstitution oder das „Als“ stiftet.

Der Technikphilosoph Christoph Hubig erläutert in diesem Sinne, inwiefern ein Hammer in der Hand ein Medium sein kann, nämlich ein Medium der Welterschließung:

„Unter diesem Gesichtspunkt ist bereits der berühmte Hammer [als Paradigma für ein Werkzeug] ein Medium, worauf z. B. Mark Twain und Abraham Kaplan verweisen: Für denjenigen, der einen Hammer in der Hand hat, ‚müsste alles so vorkommen, als ob es eingeschlagen werden müsste‘, ‚sähe die ganze Welt wie Nägel und Nichtnägeln aus““ (Hubig 2002: 25f.).

Die Welt zerfällt dann in zwei Klassen, in Sachen, die sich einschlagen lassen, und Sachen, die sich nicht einschlagen lassen. Auf diese Weise ist also ein Hammer in der Hand ein Medium, nicht bloß ein Werkzeug. Er konstituiert die Welterschließung, der Hammer setzt das hermeneutische „Als“. Etwas wird *als* einschlagbar oder nichteinschlagbar verstanden.

Ich möchte, bevor ich im Nachfolgenden diese Annahme zu relativieren suche, zwei Punkte bereits jetzt problematisieren: